Stadtleben

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **14 (2007)**

Heft 163

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

GEMETZEL IN DER SCHLOSSKAPELLE

Auch in der Ostschweiz fürchtete man die Osmanen. Davon zeugen Abbildungen von «Türkenschlachten» in der Schlosskapelle Ruggisberg oder in der Kapelle Dreibrunnen bei Wil. von Peter Müller

Und Maria schaute immer zu. Bild: Tine Edel

Eine beliebte Hochzeitkapelle, mit wunderbarer Aussicht über den Bodensee und gediegenem Restaurant: Idyllischer geht es kaum mehr. Der Ruggisberg in Häggenschwil ist wie gemacht fürs Fotoalbum – wenn da nicht der Hochaltar wäre. Er zeigt, wenn auch reichlich verblasst, ein drastisches Schlachtengemetzel: den Sieg der Europäer über die Türken vor Wien 1683, inklusive Turm des Stephansdoms, CNN in der Schlosskapelle sozusagen. Dazu kommen unzweideutige religiöse Anspielungen: Die gestorbenen, verwundeten und fliehenden Türken scheinen rechts unten aus dem Bild zu fallen – wie sonst die Sünder, die in mittelalterlichen Bildern in die Hölle stürzen. Und über dem Geschehen thront auf Wolken, mit dem Jesuskind im Arm, Maria, flankiert von Engel und Putten. Von einer Art «himmlischem Theatersitz» aus verfolgt sie das Geschehen. Die Weltordnung, so scheint das Bild zu besagen, ist gewahrt worden. Ihr Rahmen ist stabil.

Wie kommt ein solches Bild hierher? Das Schlossgut Ruggisberg gehörte 1682 bis 1749 dem Kloster Obermarchtal am Fuss der Schwäbischen Alp. Der kunstsinnige Abt Nikolaus II fand den Ort so schön, dass er ihn zu seinem Sommersitz ausbauen liess. Was ihm noch fehlte, war eine Schlosskapelle. Schon 1683/84 liess er sie bauen und wählte als Patronin Maria, die – wie damals viele glaubten – 1683 Europa vor den Türken gerettet habe.

Maria und die Türken

Eine Legende besagt, dass eine süddeutsche Prinzessin das Geld für die Kapelle stiftete – aus Dankbarkeit, weil ihr Geliebter heil von Wien zurückgekommen war. Klar ist auf jeden Fall: Der Sieg über die Türken vor Wien löste im katholischen Europa eine riesige Maria-Euphorie aus. Der Papst bestimmte den Siegestag vom 12. September zum Fest «Mariä Namen». Und es wurden viele Marienheiligtümer errichtet: in Österreich zum Beispiel, Kroatien, Ungarn, Böhmen oder Bayern. Auf Schweizer Boden war die Kapelle auf dem Ruggisberg allerdings die einzige. Präsent war die «Türkengefahr» für Westeuropa spätestens seit der Eroberung Konstantinopels durch die Osmanen 1463. «Der Türke» wurde zum allgemeinen Feindbild. Er galt als blutrünstig, grausam, heimtückisch, gottlos. Nicht wenige zollten dem Osmanischen Reich aber auch eine gewisse Bewunderung oder zumindest Respekt: Es war militärisch stark, politisch effizient und lebte eine religiöse Toleranz. Besonders prekär wurde die Lage in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, als die Osmanen unter Sultan Soleiman dem Grossen (1520-1566) im Mittelmeer und in Südosteuropa von einem militärischen Erfolg zum nächsten eilten. Die erste Belagerung von Wien 1529 zeigte erschreckend, wie nahe die Osmanen schon waren. Für die damalige «Türkenangst» gibt es eindrückliche Quellen: Briefe, Tagebücher, literarische Werke, Predigten, Flugblätter. Gleichzeitig ist nicht zu übersehen, dass die Gefahr auch instrumentalisiert wurde. In reformatorischer Tradition waren die Türken eine Zuchtrute Gottes für die sündige Menschheit. Auf der katholischen Seite galten sie als die Feinde der Christenheit par excellence und erlaubten es dem Papst, sich durch Aufrufe zum Kreuzzug gegen die Türken und durch Förderung christlicher Ligen als Haupt der bedrohten Christenheit darzustellen. In der Seeschlacht von Lepanto 1571 erlebten die Osmanen einen ersten Rückschlag. Mit ihrer Niederlage von 1683 kam die endgültige Wende.

In maurischer Gefangenschaft

Diese Niederlage war auch in unserer Region ein grosses Thema – ob im Wirtshaus, im Gottesdienst oder sonst wo. Man dürfte auch einiges über das Osmanische Reich gewusst haben. Als Quellen kommen Bücher, Flugschriften und Einblattdrucke in Frage, aber auch bildliche Darstellungen. Ein besonders hübsches Beispiel ist der Erker des Hauses «Zum Kamel» an der Marktgasse 22 in St.Gallen. Dort war von 1720 bis 1919 ein Holzrelief zu bestaunen, das einen Türken mit zwei Kamelen zeigt. Schon kurz nach 1670 ist der Erker des Hauses Kugelgasse 8 gebaut worden. Seine beiden unteren Ecken werden von zwei Galeerensklaven getragen: kettenbehangenen Männern mit Schnurr-

bärten und Turbanen. Informationen über «die Türken» kamen aber auch von Zeitgenossen, beispielsweise Jerusalem-Pilgern, die mit den Osmanen Bekanntschaft gemacht hatten. Oder von Soldaten, die als Söldner gegen die Türken kämpften.
So beteiligte sich zum Beispiel die Fürstabtei St.Gallen 1688 am «Heiligen Krieg» gegen die Osmanen, zu dem Venedig aufrief. Ziel war die Eroberung der Inseln Euböa («Negroponte») und Kreta. Das Unternehmen wurde zum Fiasko: Von den 218 Mann kamen nach drei Jahren ganze 14 nach St.Gallen zurück. Ein Gesprächsthema waren zweifellos auch die Abenteuer von Georg Ludwig Bayer, Leutnant in spanisch-neapolitanischen Diensten. 1729 geriet der junge Rorschacher auf der Überfahrt von Genua nach Barcelona mit seiner Frau, deren Magd und sechs Rekruten in die Hände maurischer Seeräuber. Nach viermonatiger Gefangenschaft kamen sie gegen ein Lösegeld frei. Von einem der Rekruten ist über diese Ereignisse ein Augenzeugenbericht überliefert, der an Dramatik nichts zu wünschen übrig lässt. «Als ein alter Türke von 58 Jahren die Magd Mara aus Schwaben kaufen wollte und sie an Händen und Maul, wie wenn Christen Pferde kaufen, examinierte, da wehrte sich das gute Mensch mit Schreien und Weinen», heisst es da zum Beispiel.

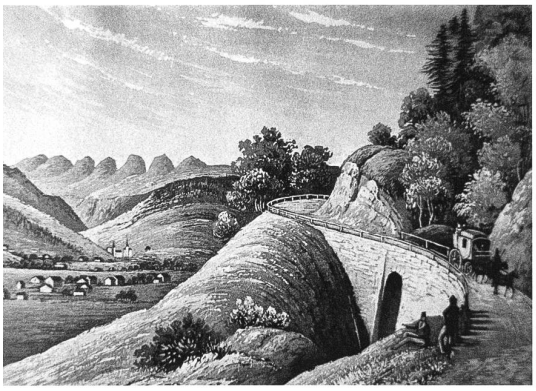
Scheinbare Idylle: die Schlosskapelle Ruggisberg in Häggenschwil. Bild: Tine Edel

Explosion und Pulverdampf

Trotzdem: Mitte 17. Jahrhundert hatte das Osmanische Reich den Zenit seiner Weltstellung überschritten – darin ist sich die Forschung heute einig. Und offenbar realisierte man das damals. Die Osmanen blieben noch bis ins 18. Jahrhundert hinein ein ernstzunehmender Gegner, die Bedrohung begann aber doch zu verblassen. Allmählich nahmen sich Witz und Satire des Türkenthemas an. Das Bild vom «anarchischen und ohnmächtigen» Osmanischen Reich gewann an Boden, «der Türke» wurde zunehmend zum Inbegriff des Exotischen. Die «Türkengefahr» hat die Menschen aber weiterhin beschäftigt – auch in der Ostschweiz. Das zeigt das grosse Deckengemälde der Kapelle von Dreibrunnen bei Wil (1762/63). Hier kann man gleich zwei «Türkenschlachten» betrachten: die Schlacht am Kahlenberg vor den Toren Wiens (1683) und die Seeschlacht von Lepanto (1571). Und oben, im Himmel, thront wieder Maria mit dem Jesuskind. Gegenüber dem Hochaltar vom Ruggisberg wirkt das Deckengemälde weniger brutal, dafür ist es «filmischer»: mächtige Schiffe, Pulverdampf, Meereswellen, eine Explosion – das packt noch heute. Interessant zudem: Das Bild entstand aufgrund eines Gelübdes. Der Wiler Kunstmaler Jakob Josef Müller (1729-1802) war 1761 auf der Heimfahrt von Spanien in Seenot geraten. Er rief Maria, «die immerwährende Hilfe der Christen», um Beistand an. Falls sie ihn rette, würde er zu ihrem Lob ein Kirchenbild malen. Eine rein private Herzensangelegenheit war das Bild allerdings kaum. Es ist auch vor dem Hintergrund der Gegenreformation zu sehen, zeigt es doch den Triumph der katholischen Kirche: Die Gottesmutter Maria rettet das gefährdete Abendland.

Fremden-Angstmacherei

Inwieweit das Osmanische Reich für die Ostschweiz um 1750 noch existenziell bedrängende Realität war, müsste man abklären. Es gibt zu diesen beiden Türkenkapellen eine Reihe von interessanten Fragen, zu deren Beantwortung intensive Archivstudien nötig wären: Was genau wusste der Durchschnitts-ostschweizer damals vom Osmanischen Reich? Welche Bilder, Geschichten und Stereotypen waren im Umlauf? Und wie gingen Obrigkeit und Klerus mit dem Thema um: Nutzen sie es auch, um den Menschen Angst zu machen? Und wie behandelte man im Gottesdienst und im Alltag mit diesen Bildern um? «Die Fremden» und unser Umgang mit ihnen wäre überhaupt ein spannendes und auch wichtiges historisches Forschungsthema.



Eine Route des Hausierers: die Strasse nach Ricken.

OHNE GELD UND KRANKENKASSE

Vor hundert Jahren schrieb ein armer alter Toggenburger sein Leben auf. Gregorius Aemiseggers Geschichte macht nachdenklich – gerade heute.

von Bettina Dyttrich

Er schlug sich durch. War Knecht im «Schwarzen Bären» ob St.Gallen und im Berner Oberland. Verliebte sich in eine Katholikin, die er aber als Protestant nicht heiraten durfte, heiratete schliesslich eine Frau seiner Konfession. Er kaufte in Mogelsberg einen Bauernhof, den er bald wieder verlor, wurde Tagelöhner, hausierte, schleppte den Vermessern des Kantons St.Gallen die Geräte, arbeitete als Heilwasserträger im Prättigau, wurde Weber in Ausserrhoden, dann Aufseher im Bürgerspital St.Gallen, dann in Wattwil wieder Bauer, bis ein Hagelschaden den Betrieb ruinierte. Später ging er wieder hausieren, verkaufte Textilien, die seine Tochter herstellte. Noch als über Neunzigjähriger war er unterwegs. Im hohen Alter schrieb er auf, was er erlebt hatte.

Jahrzehntelang lagen die Aufzeichnungen des unbekannten Mannes im Archiv des Toggenburger Museums Lichtensteig. Der aus Nesslau stammende Historiker Fabian Brändle beschäftigt sich seit Jahren mit Lebensgeschichten armer Leute. Er musste eine ganze Weile nachforschen, bis er den Autor der Aufzeichnungen sicher identifiziert hatte: Gregorius Aemisegger, geboren 1815 in Hemberg, gestorben 1913 in Bütschwil. Jetzt ist der Text im Toggenburger Verlag erschienen – mit einer informativen Einführung von Fabian Brändle und schön illustriert mit zeitgenössischen Abbildungen der vielen Orte, wo Aemisegger während seines bewegten Lebens vorbeikam. Brändle hat die «anarchische Orthographie» Aemiseggers weitgehend belassen.

Gregorius Aemisegger arbeitete einige Zeit als Aufseher im Bürgerspital St.Gallen. Bilder: Toggenburger Verlag

Aemiseggers Geburtsdorf: Hemberg.

Knapp am Hungertod vorbei

Prekär und bedroht war Aemiseggers Leben von Anfang an. Kaum war er geboren, begann die letzte grosse Hungersnot in Mitteleuropa: «Meine Mutter erzälte uns oft, das der Vater und sie Rath hielten, ob besser sey, ob sie oder die Kinder vor Hunger sterben.» Der Vater war ein mausarmer Weber, der aber begeistert Bücher las – unter protestantischen Toggenburgern war das gar nicht so selten, Ulrich Bräker ist nur das berühmteste Beispiel. Das Geld war knapp – auch im Schnee sei er barfuss zur Schule gegangen, erinnert sich Gregorius Aemisegger.

Der Text beeindruckt. Und er widerlegt alle möglichen Klischees über die Vergangenheit: Weder war der Familienzusammenhalt gut – Aemisegger verstand sich schlecht mit seinen Eltern –, noch hatten alle Familien viele Kinder – er hatte nur zwei. Jugendgewalt war ein Problem: In Malans terrorisierten «Nachtbuben» das Dorf und attackierten Aemisegger, als er einem verletzten Jungen zu Hilfe kommen wollte. Und das Leben war keineswegs geruhsamer als heute: Mehr als ein Dutzend Stationen hatte Aemiseggers Odyssee auf der Suche nach einem sicheren Einkommen, und nirgends entkam er der Armut.

Gerade heute, wo Politiker die Sozialwerke angreifen, lohnt es sich, Aemiseggers Aufzeichnungen zu lesen. Sie zeigen, was es hiess, ohne AHV, IV, Krankenkasse und

Arbeitslosenversicherung zu leben. Jedes gesundheitliche Problem, jede Teuerung konnte lebensbedrohliche Not bedeuten. Als Aemisegger einmal im Wald verunfallte und sieben Wochen bettlägerig war, versuchte seine Frau, die Familie allein durchzubringen. Die einzige andere Möglichkeit wäre gewesen, Verwandte anzubetteln. Das wollten sie nicht: «Weder Vater noch Muter durften von unsseren misslichen Lage etwas wiessen. Noch mit Schmerzen half ich, so gut ich konte, wieder arbeiten. Nachher kamen wir oft ganze Nächte nicht vom Webstul, bis wir wieder aus der grössten Klame wahren.»

Streiken? Nein!

Aufschlussreich ist ein Kommentar des armen Mannes zum Thema Streik. Streiks gab es in der Ostschweiz in den Jahren nach 1900 immer wieder, vor allem im Eisenbahnbau. Doch waren daran fast ausschliesslich ausländische Arbeiter beteiligt. Aemisegger stand ihnen verständnislos gegenüber: «Ich bin der Meinung, die Regirung solt das Streicken gänzlich verbieten. In frühern Jahren, wan einer den Leüten Arbeit verschafte, so wurde er grespektirt. (...) Die Streicker tragen selbst die grösste Schuld, dass die Lebensmitel und alles teurer geworden ist.»

Auch die Ärmsten hatten das freisinnig-protestantische Weltbild verinnerlicht. Das war typisch für die Ostschweiz mit ihrer Heimindustrie: Die Heimarbeiter verstanden sich noch im grössten Elend als selbständige Unternehmer, nicht als Proletarier. In einer Wirtschaft, in der sich alle gegenseitig konkurrenzierten, konnten keine sozialistischen Gedanken aufkommen.

Immerhin sorgte die Religion für eine gewisse Solidarität: Aemisegger wollte ein «Werkzeug Gottes» sein. Er versuchte trotz eigener Not, anderen zu helfen, adoptierte ein Mädchen, dessen Mutter gestorben war, begleitete Kranke und Sterbende. Auch zu Tieren hatte er einen besonderen Draht. So schreibt er zumindest – wie geschönt seine Darstellung ist, lässt sich heute nicht mehr feststellen. Eine Episode hat Aemisegger jedenfalls weggelassen: Als junger Mann war er an Kämpfen rund um den Sonderbundskrieg (1848) beteiligt. Das erwähnt er mit keinem Wort. Denn es hätte «das von ihm selbst gezeichnete Bild als Freund der Tiere und der Menschen zerstört», wie der Herausgeber schreibt. «Genauso wie grosse Staatsmänner wollen auch einfache Autorinnen und Autoren vor der Nachwelt gut aussehen. Genau wie diese nehmen sie es mit der Wahrheit nicht immer genau.»

Fabian Brändle (Hg). Das lange Leben eines Toggenburger Hausierers. Gregorius Aemisegger (1815-1913). Toggenburger Verlag, Wattwil 2007.

MEISTERSTÜCK

MARIANNE SCHEFER

Sie ist bald 27 Jahre alt und schneidet seid elf Jahren Haare. Sie führt zwei Coiffeurläden, einen in Gais, wo sie aufgewachsen ist, und den andern in Bühler. Schon als Kind hat sie ihren Puppen die Haare geschnitten und ihren Geschwistern Frisuren verpasst. Coiffeusen sind hübsch, dachte Klein-Marianne. Das möchte sie werden. So wie ihre Tante, die sie als Mädchen ihrer Schönheit wegen anhimmelte. Ein anderer Beruf als Coiffeuse kam für Marianne Schefer nie in Frage.

Ihre Familie und Freunde haben sie unterstützt. «Das passt zu dir», sagten sie. Anders ihr Sekundarlehrer: «Nur Coiffeuse?», fragte er – mit Betonung auf «nur». Es gebe viele Klischees, sagt Marianne Schefer. Das sei ihr aber egal. Vor kurzem hat sie einen Kurs für Mütter veranstaltet: Kindern Haare schneiden. Die Mütter haben nicht schlecht gestaunt, auf wie vieles sie achten müssen. «Marianne», sagten sie, «wir bringen unsere Kleinen doch besser weiterhin zu dir.» Auch an der Ausbildung werde vieles unterschätzt. Der Chemieunterricht zum Beispiel sei kein Schleck. Marianne Schefer weiss, wovon sie redet. Sie erteilt Fachunterricht an der Berufsschule in St.Gallen. In ihren Läden bildet sie Lehrlinge aus und führt zwei Angestellte.

Langweilig wird es der Coiffeuse nie. Auch wenn ein Kunde seit zwanzig Jahren einen Bürstenschnitt trägt und sich zu nichts Neuem inspirieren lässt. «Hauptsache die Kundschaft ist zufrieden.» Das liegt Marianne Schefer am Herzen. Meistens merke man bereits in den ersten zwei Minuten, ob Jubel-Trubel oder Ruhe angesagt sei. Die einen wollen sich verwöhnen lassen: zurück lehnen, Kaffe trinken, ein Heft lesen. Andere reden gerne und stellen viele Fragen. Man müsse sich den Kunden anpassen. Das sei nicht immer einfach: «Manchmal kann ich kaum mehr folgen und – ja ja – das passt nicht immer.» Bei Tratschereien über Andere klemmt Marianne Schefer strikt ab und wechselt das Thema. Wenn sie wollte, könnte sie vieles aus den Leuten rausholen, sagt sie. Der Kunde sei entspannt, und mit gezielten Fragen würde sie schon zu Antworten kommen.

Die junge Coiffeuse-Meisterin erlebt auch so genug. Viele Leute gehen in ihren zwei Läden ein und aus, die meisten aus dem Dorf. Letzthin ist eine 93-jährige Kundin in ihrem Geschäft verstorben. Waschen und legen wie immer. Die Frau war fit und gesprächig. Aber plötzlich sei sie verstummt, habe das Bewusstsein verloren. Herzversagen. Hektik sei keine ausgebrochen. Eine andere Kundin, die zur selben Zeit beim Haare-Schneiden war, sagte: «Marianne, hier bei dir würde ich auch einmal sterben wollen.»

Schon wieder klingelt das Telefon, und nachher muss sie rüber zur Lehrtochter, die einem Puppenkopf die Haare schneidet. Die andere Lehrtochter dreht einer Kundin Lockenwickler ein. Durchschnittlich kommt Marianne Schefer auf zehn Haarschnitte am Tag, neben Färbungen, Strähnen, Hochsteckfrisuren und immer seltener Dauerwellen. Man müsse mit der Zeit gehen. Marianne Schefer liebt ihren Beruf, das spürt man. Sie ist auf Zack und strahlt Präsenz aus. Auf die letzte Frage, was Haare für sie bedeuten, sagt sie: «Haare sind mein Lebensinhalt.»

Sandra Gantenbein

Illustration: Rahel Eisenring

Erlebnis Geburt · www.geburtshaus-artemis.ch

Tel. 071 446 10 13 9323 Steinach

Einblick ins Geburtshaus am 8. Dez., 9 Uhr

LIMON

MEDITERRAN ESSEN & TRINKEN BEI MAHMUT

Das Mittelmeer ist ein Meer der unendlichen Vielfalt.
Es ist das Meer der Leuchttürme, der Muscheln, der
Sirenen und der verträumten Inseln...

Restaurant Limon, Linsebühlstrasse 32, 9000 St. Gallen, Tel 071 222 9 555, mittelmeer@limon.ch, www.limon.ch
Öffnungszeiten: Montag - Donnerstag 09.00 - 24.00 - Freitag - Samstag 09.00 - 01.00, Sonntag 11.00 - 23.00

COMEDIA

Katharinengasse 20, CH-9004 St.Gallen,
Tel./Fax 071 245 80 08, medien@comedia-sg.ch

EINTAUCHEN IN DIE WUNDERBARE WELT DER ROMANE, SACHBÜCHER, KINDER- UND JUGENDBÜCHER, COMICS, MANGA UND WELTMUSIK.

www.comedia-sg.ch mit unseren Buch-, Comic/Manga- und WorldMusic-Tipps und dem grossen Medienkatalog mit E-Shop!

Schulvorstand Urs Flückiger stand Kopf.

Die St.Galler Friedenswoche feiert dieses Jahr ihren 25. Geburtstag. Bei ihrer Gründung hat die Veranstaltung eine heftige Debatte ausgelöst. Erinnerungen an 1982. von Fridolin Trüb

«STRASSENMALER UND DEMONSTRANTEN»

Wer mag sich an jenes Jahr noch erinnern? Wir leben in einer schnelllebigen Zeit. Ostern 1982: Mit etlichen St.Galler Frauen und Männern nehme ich am Ostermarsch in Basel teil. Der Dreiecksmarsch führt durch Deutschland und Frankreich zurück nach Basel. Dort spricht der deutsche Theologe Helmut Gollwitzer. Er warnt: «Wir leben auf einem Pulverfass!» Für mich bedeutet dies: Da gibts nur eins. Abrüstung, weltweit.

In der Schweiz ist anderes aktuell. Die Schweizerische Offiziersgesellschaft feiert ein Jubiläum und manifestiert dies mit einem grossen Spektakel, der Wehrschau in Frauenfeld, Ende August. Das Volk habe Anrecht, zu wissen, in welche Waffen die Milliarden gesteckt würden, hiess es. Das Volk erschien denn auch zu Tausenden. Auch die Gegner rückten an. Dreihundert von ihnen symbolisierten einen Kriegerfriedhof mit lebenden Totenkreuzen. Ein ergreifendes Mahnmal.

Ein Platz für die Armee

Dezember 1982: In St.Gallen finden sich zwei Gruppen zusammen, «Kirche und Gesellschaft» und «Frauen für den Frieden». Sie rufen zu einer Friedenswoche auf; parallel dazu findet die «Fridesziit am See» in Rorschach und Goldach statt. Sie vertreten ein in der biblischen Botschaft wurzelndes Friedensverständnis und wollen in Kirche, Gesellschaft und Politik einwirken.

Diese erste Friedenswoche fand starke Beachtung, verlief aber nicht ohne Turbulenzen. Im mannigfaltigen Programm gab es auch den «Markt der Möglichkeiten», an welchem sich viele Gruppen beteiligten. Weil sich die Armee als Friedensinstrument versteht, wurde sie auch eingeladen. Nach anfänglicher Zusage verzichtete sie und begründete dies mit Personalmangel. Wahrscheinlicher ist, dass sich Militärs neben Pazifisten nicht sicher genug fühlten. Die Veranstalter waren aber so loyal, dass sie von Bern Material über die Gesamtverteidigung besorgten. So musste der für die Armee-Info reservierte Platz nicht leer bleiben.

Gegenwehr des Schulvorstands

Ein anderer Anlass fand grösste Beachtung in der Presse. Für den schulfreien Mittwochnachmittag war ein Sternmarsch mit Lichtern zum Klosterplatz geplant. In den Schulen sollten Lichter geschaffen und Bilder gemalt werden. Doch dies missfiel dem damaligen Schulvorstand, Stadtrat Dr. Urs Flückiger. Er verbot das Werken in den Schulen – hier würde das Kind «zu politischen Zwecken missbraucht» und es dürften «keine Strassenmaler und Demonstranten herangezüchtet werden». Man einigte sich darauf, dass anstelle der Lehrer die Eltern eingeladen wurden, mit ihren Kindern zum Fest zu kommen. – Und sie kamen. Die Feier wurde zur glanzvollen Mitte der Anlässe. Die anfänglichen Turbulenzen bedeuteten schliesslich ein gutes Omen für die Friedenswoche. Sie konnte seither jährlich durchgeführt werden – schon 25 Mal.

Fridolin Trüb, 1920, war Zeichnungslehrer an der Kantonsschule St.Gallen und hat als Friedensaktivist u.a. die St.Galler Friedenswoche mitgegründet.

Offene Kirche St.Gallen. Festlich froher Abend zum Jubiläum, mit «Gad' ase»: Donnerstag, 6. Dezember, 19.30 Uhr. Zeugnisse eines Jahrhunderts Ostschweizer Friedensgeschichte (Berichte, Texte, kleine Ausstellung): Montag, 3. Dezember, 19.30 Uhr

PHS Mariaberg Rorschach. Vortrag von Ulrich Tilgner, TV-Journalist: Iran, Irak – ist Frieden möglich? Mit Podiumsdiskussion, Musik und Poesie. Sonntag, 2. Dezember, 11 Uhr

UM DES FRIEDENS WILLEN

Medienberichterstattung vom November 1982

Die «Ostschweizer AZ», für die auch Friedenswoche-Mitorganisator Fridolin Trüb als Autor tätig war, reagierte am 15. November 1982 erwarteterweise erstaunt über das Sternmarsch-Verbot von Schulvorstand Urs Flückiger: Redaktor André Gunz zählt etwa auf, welche «unverdächtigen Personen» dem ökumenischen Arbeitskreis angehören, der das Friedensprojekt organisierte. «Ostschweiz»-Redaktor Jürg Bachmann nimmt Schulvorstand Flückiger hingegen in Schutz: Flückiger könne dennoch für den Frieden sein, meint er. Worauf André Gunz in einem Kommentar vom 17. November kontert: «Die beiden Herren mögen mir verzeihen, dass mein Respekt weniger ihnen, den karrierebewussten, wohlbestellten Festrednern und Vorbetern gilt, als jenen Leuten, die für den Frieden und das Leiden dieser Welt mehr übrig haben als schöne Worte.»

Es folgten sachlich dokumentierte Aussprachen zwischen Stadtrat Flückiger und dem Arbeitskreis Friedenswoche und der Entscheid, dass der Friedensmarsch ohne Beteiligung der Schule stattfinde. In allen St.Galler Zeitungen erschienen Leserbriefe, in der AZ ein kritischer offener Brief eines Lehrers aus Wald-Schönengrund an Stadtrat Flückiger. 1982 lag die Gsoa-Abstimmung zur Abschaffung der Armee noch sieben Jahre entfernt. Die meisten Journalisten tadelten den Schulvorstand zwar, er hätte das Gespräch suchen sollen, bevor er Verbote aussprach. Trotzdem bezeichneten sie die Organisatoren immer wieder als «Schwärmer» oder drückten ihr Unbehagen aus, die Aktionen könnten vielleicht doch «in eine Agitation für den Abbau oder die Beseitigung der Landesverteidigung ausmünden», wie etwa der «Anzeiger» schrieb. Schliesslich war die Geschichte sogar dem nationalen «Brückenbauer» einen Kommentar wert: «In St.Gallen wäre es um des Friedens willen fast zum Krieg gekommen.» (sab)

WO DIE HÄUSER AUGEN HABEN

Unsere Reise beginnt in München. Wir vier Freundinnen nehmen deftige Eindrücke des Oktoberfests mit in den Flieger, der uns direkt ins Herz Rumäniens bringt. Nach Transsilvanien oder Siebenbürgen, in die Stadt Sibiu, zu deutsch: Hermannstadt, zu ungarisch: Nagyszeben. Es ist die Stadt meines Grossvaters, eines Rumänendeutschen, der 1944 im Krieg in der Normandie gefallen ist. Luftröhrenschuss. Er schrieb seiner damals 24-jährigen Frau noch, sie solle mit ihren drei Kindern – das jüngste, meine Mutter – zu seinen Eltern nach Hermannstadt ziehen. Dies nicht befolgend entschied sie sich, von Danzig in den Süden Deutschlands zu flüchten. Hier beginnt meine Reise, gut sechzig Jahre später in umgekehrter Richtung und unter völlig anderen Voraussetzungen.

Urgrossvaters Maurerkunst

Ich fliege selten und sitze daher angespannt im engen Sessel. Von der rumänischen Stewardess «Typ Schneewittchen» krieg ich ein Lunchpaket mit kaltem Braten und russischem Salat. Unter uns liegt jetzt der Plattensee. Die Hälfte haben wir geschafft. Ob Katharina Borbosa, eine Cousine meiner Mutter, uns wohl am Flughafen erwartet? Ich habe erst vor kurzem das erste Mal mit ihr und den wenigen noch in Rumänien verbleibenden Verwandten Kontakt aufgenommen.

Das Flugzeug setzt zur Landung an. Unter uns kehrt es die Häuser – zum Glück nicht unsere Mägen –, die in geordneten Reihen rechts und links die Strassen säumen. Aber wo ist der Flughafen? Schon holpern wir auf festem Boden, und bald seh ich sie, hinter dem Zaun, mit weissem Stock. «Weg da, weg da!», ruft eine Zollbeamte, als ich durch den Zaun ihre Hand halte.

Zweimal hab ich Katharina Borbosa geschrieben, dass ich eine Reise nach Siebenbürgen plane und sie besuchen wolle, um etwas mehr über die Familiengeschichte zu erfahren. Lange kam keine Antwort, bis mich eines Tages ihre jüngere Schwester anrief. Seit sechs Jahren sei ihre Schwester vollständig blind und könne mir daher nicht zurückschreiben. So meldete ich mich telefonisch und hatte am andern Ende eine helle, hohe Stimme, die munter drauflos redete und mir eine Ahnung hinterliess, was mich beim Besuch erwarten würde.

Sie lebt noch immer im Haus, das mein Urgrossvater in Neppendorf bei Hermannsstadt gebaut hat. Er war Maurermeister und pflasterte auch die Strasse von Sibiu nach Alba Iulia, das heisst, er hat den Bau geleitet, gepflastert haben die Zigeuner, wie Katharina erzählt. Das war 1931.

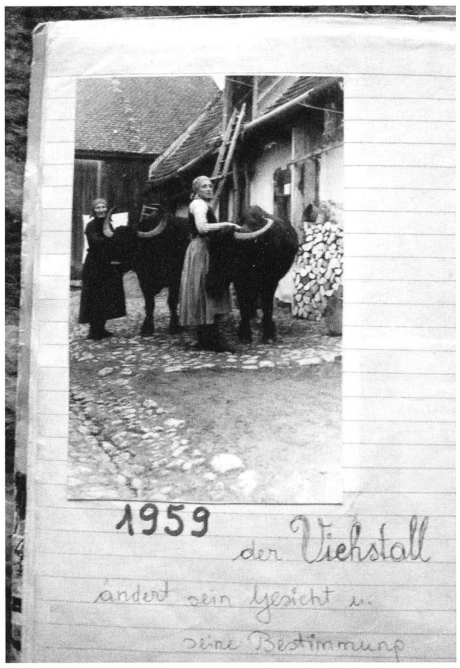
Rassismus und Gläubigkeit

Und dann sitzen wir im Haus des Urgrossvaters, in einem kleinen Zimmer mit Kachelofen und vergilbten Wänden. Ein Tisch, Stühle, eine Couch und ein Schrank. Ein Schnörkelrahmen umfasst die gestickten Buchstaben: «Alle eure Sorge werfet auf Ihn.» Wir vier essen Maisbrei mit Sauerrahm, und Katharina erzählt, dass mein Urgrossvater mit den Zigeunern arbeiten musste und sie jeweils samstagabends ausbezahlte. «Und jetzt kommts», sagt sie – Katharina kündet Wichtiges immer an mit «Und jetzt kommts»: Eines Samstags hatte der Urgrossvater aus unerklärlichen Gründen das Geld, um die Arbeiter auszubezahlen, nicht erhalten. Ein Getreuer warnte ihn vor den Arbeitern. Sie würden ihn erschlagen. Er solle schauen, dass er sich verstecken könne. Grossvater wurde nicht erschlagen, und eigentlich wollte Katharina uns erzählen, warum er Vegetarier wurde. Aber das ist eine andere Geschichte.

Allen, mit denen wir uns im Verlauf der Reise unterhielten – sei es der ehemalige Bürgermeister von Reps oder die hochgebildetete und sehr evangelische Souvenirverkäuferin in Biertan – ist die Ablehnung gegenüber den Roma gemeinsam. Diese Form von Rassismus lässt sich scheinbar gut mit dem starken Glauben vereinbaren.

Die Menschen sind sehr gläubig hier, sei es römisch-katholisch, rumänisch-orthodox (die haben die schönste Kircheneinrichtung, einer Stube gleich) oder die Evangelischen, wie Katharina und die deutschstämmigen Rumänen. Katharinas Tochter ist bei der «Pfingstgemeinde», 38 Jahre alt und mit dem neunten Kind schwanger. Sie heisst Maria Katharina und wohnt mit ihrem Mann und ihren Kindern ebenfalls in Urgrossvaters Haus.

Sibiu: Die Stadt des Grossvaters, eines Rumänendeutschen. Bilder: Bettina Wollinsky



Urgrossmutter Katharina färbte Büffelmilch mit Karottensaft.

Der unbekannte Hirte freute sich am Fotografiert-Werden.

Urgrossmutters Büffelmilch-Trick

Wir sitzen immer noch mit Mutter Katharina in der Gästekammer. Draussen dunkelt es, und jetzt kommts: Während mein Urgrossvater baute, kümmerte sich meine Urgrossmutter – sie hiess übrigens auch Katharina – um die Landwirtschaft. Sie hatten Wasserbüffel und daher Büffelmilch. Aber weil die Büffelmilch zu hell war, färbte sie meine Urgrossmutter mit Karottensaft gelblich. So machte die daraus gefertigte Butter «eine bessere Falle». Katharina erzählt sehr viel an diesem Abend, fast atemlos und manches «haspelig».

Ich würde gerne ihren Mann kennenlernen, Costel Constantin, einen ehemaligen Turmspringer der rumänischen Nationalmannschaft. Schon ihr zweiter, nachdem Nico Borbosa, Bassgeiger im Philharmonieorchester Hermannstadt, vor zehn Jahren gestorben ist. Beide Männer Rumänen. Es ist unüblich, hab ich mir sagen lassen, dass deutschstämmige Rumäninnen Rumänenrumänen heiraten.

Allmählich wird klar, warum wir Costel nicht zu Gesicht kriegen: Er nervt sie. Er liege nur noch im Bett, wie sie erzählt, rauche Kette und trinke Alkohol. Wir lernen auch den Mann ihrer Tochter Maria Katharina nicht kennen. Er sei in der Kirche.

Stiegensteigen in Sibiu

Wir fahren in die durchrenovierte Oberstadt von Sibiu zurück. Hier ist jede Fassade frisch gestrichen, die Plätze sind neu gepflastert. Überall Cafés mit südlichem Charme. Und die vielen Dächer der Häuser haben Luken, wie Augen mit schweren Deckeln. Ob aus zerbröckelnden oder gelifteten Gesichtern: Sie wachen über alles. Die jungen Frauen vom Tourismusbüro sind frischfreundlich und gewinnend durch ihre humorvolle Art. Das Bild wechselt abrupt ein paar Stiegenstufen Richtung Unterstadt: Die Fassaden renovierungsbedürftig, die Stromleitungen liegen bloss. Ein junger toter Mann wird vom Notfalldienst aus einem Haus getragen. Armut und Elend sind plötzlich spürbar. Teilweise sind die Baumaschinen auch in der Unterstadt angekommen, um die Strassen zu pflastern.

Auch Neppendorf hat keine gepflasterte Strasse, sondern eine aus sandigem Lehm. Beim zweiten Besuch dort regnet es. Die Strassen sind voll wassergefüllter Löcher. Katharina bewegt sich schlafwandlerisch sicher an den Häuserfassaden entlang, die wie Perlen aneinandergereiht die Strasse säumen.

«Früher wohnten hier nur Deutsche, heute viele Zigeuner», erzählt sie. «Im Dezember 1989 wurde auch in dieser Strasse scharf geschossen.» Mit Demonstrationen in Temesvar begann auch in Rumänien eine Volkserhebung, in deren Verlauf sich die Armee auf die Seite der Protestbewegung stellte. In Bukarest kam es zu Strassenkämpfen zwischen Armeeeinheiten und der Securitate. Am 22. Dezember 1989 wurden Ceausescu und seine Frau verhaftet, drei Tage später von einem Militärgericht verurteilt und hingerichtet.

Einen Schnaps auf den Pfarrer

Wir gehen gemeinsam zum Friedhof, wo ich auf die Gräber der Urgrosseltern zwei rote Rosen lege. Immer wieder werden wir von letzten Ruhestätten angezogen. Und von Kirchen, besser von Kirchenburgen, eine Besonderheit dieser Gegend. In der Kirchenburg von Kerz lernen wir den Pfarrer kennen, einen Hünen. Er ist ehemaliger Handballspieler, wahrscheinlich auch Nationalmannschaft, der uns mit kräftiger Stimme über die Kirche und sich erzählt. Er sei ein Spätberufener, habe aber schon einiges in der Welt des Handballs für den Glauben gelernt: «Auge um Auge, Zahn um Zahn.» Vielleicht würden auch bei uns wieder mehr schwarze und weisse Schäfchen die Kirchenbank drücken, wenn solche Kirchenmänner vorne stünden. Und einen Schnaps gibt es auch bei ihm.

Auf unserer zehntägigen Rundreise (Sibiu, Fogarascher Berge, Brasov, Sigishoara, Mediasch, Birtan und wieder Sibiu) treffen wir auch einen Hirten, den ich frage, ob ich ihn fotografieren dürfe. Er lächelt in die Kamera, und als ich ihm das Bild zeige, kriegt er einen glucksenden Lachanfall.

Bettina Wollinsky, 1962, lebt in St.Gallen und plant auf ihrer Familiengeschichten-Suche als nächstes eine Reise nach Danzig, Polen.

Rumänen, Deutsche, Roma

Bei der Volkszählung 2002 bezeichneten sich 85,5 Prozent der 21,7 Millionen Einwohner als Rumänen und 0,3 Prozent als Deutsche (Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben). Grösste Minderheit sind offiziell die 1,4 Millionen Ungarn. Man rechnet jedoch mit zwei, wahrscheinlich drei Millionen Roma, von denen sich 2002 nur 535'000 als solche bezeichneten. Dazu kommen 64'000 Ukrainer, 30'000 Türken und 22'000 Serben.

(Aus: Dumont, Rumänien 2006).